

„Unsere Kinder sind noch da, die Enkel sind weg“

Der Bevölkerungswandel durch die Braunkohle rund um Görlitz-Zgorzelec war Thema einer Tagung im Schlesischen Museum.

Von Ines Eißler

SELAMUJIBOD-VLE

Männer mit schweißnaht glänzenden Oberkörpern reiben Schiene an Schiene. Riesenhafte Türme wachsen in den Himmel. Die Erde ist schwarz. Darzwischen Bilder von festlichen Umzügen, sozialistischen Parolen auf fröhlichen Bannern. Östlich der Neiße, gegenüber vom Hirschfelde bei Zittau, entstehen Braunkohletagebau und Kraftwerk Turów. Der polnische Propagandafilm aus den 60er Jahren flimmert schwarz-weiß über die Wand des Tagungsraums im Schlesischen Museum zu Görlitz, wo sich fast

100 Menschen – Deutsche und Polen – intensiv mit dem Thema Migration und Bevölkerungswandel in Görlitz und Zgorzelec beschäftigen. Der Film leitet das Thema Arbeitskräfte-wandel durch die Braunkohle ein.

„In fast jeder unserer Familien arbeitet jemand in Turów“, erzählt Dorota Wilczynska, die als Vorsitzende der „Freunde des Bogatynia-er Landes“ über die Ansiedlung von Arbeitskräften für Tagebau und Kraftwerk spricht. „Wir sind die Kinder der ersten Bewohner Niederschlesiens nach dem Krieg.“

Die Mittfünfzigerin gehört zu der Generation Polen, die schon in Zgorzelec, Parnak, Wroclaw oder Legnica geboren wurden. Ihre Eltern kamen aus Zentralpolen, der Westukraine, dem ostpolnischen Landstrich, der nach dem Zweiten Weltkrieg zur Sowjetunion kam; sie kamen aus Griechenland, Jugoslawien und anderen Ländern des



Der Tagebau in Berzdorf und das Kraftwerk in Turów haben Tausende Menschen an die Neiße gelockt.

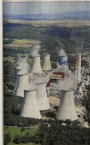


Foto: Christian Lehmann/PhotoConcept

Balkans. Dorota Wilczynska spricht über die Euphorie, mit der damals der Aufbau betrieben wurde, und von der Verwurzung der Menschen mit dem Land, das ihnen Arbeit gibt. „Wer in Turów arbeitet, den zieht es nicht nach Großbritannien oder Irland.“

Auf deutscher Seite war nach dem Krieg ebenso viel zu tun. Braunkohle hatte man jahrzehntelang in Hirschfelde, aber jenseits der Neiße abgebaut, die Stromversorgung der Region gewährleistete das dazugehörige Kraftwerk am Westufer. Die 60 Jahre lang betriebene Berzdorfer Grube war schon 1927 geflutet worden. 1945 aber, als sich die so wichtigen Kohlestätten plötzlich auf polnischer Seite befanden, „erinnerte man sich an das Berzdorfer Becken“, erzählt Joachim Neumann. Der Vorsitzende des Vereins „Oberlausitzer Bergleute“ hat sein Leben lang im Tagebau Hagenwender gearbeitet und kennt

dessen Geschichte von Anfang bis Ende. „Im März 1946 waren wir 15 Mann, die die Grube auspumpten, im November arbeiteten bereits 605 im Drei-Schicht-System.“ 1000 Leute arbeiteten 1950 im Tagebau, 1960 über 1000. „Die Leute damals kamen vor allem aus dem näheren Umkreis, 58 Prozent waren aus der Oberlausitz zugezogen.“

Wie viele vertriebene Schlesier und Sudetendeutsche in Hagenwender arbeiteten, weiß Neumann aber nicht. Nur an die Polen, Tschechen und Bulgaren, die beim Bau der Grube beteiligt waren, erinnert er sich. Im Gegenzug hätten „unser Leute“ beim Aufbau des Kraftwerks Turów mitgearbeitet. Der Tragik vom Ende der Kohle und Energie in Hagenwender und der 3000 Menschen, die nach 1990 ihre Arbeit verloren, widmet Neumann wenige Worte: „Unsere Kinder wohnen meist noch in der Gegend, aber die Enkel sind weg.“